



Marco Vassalli (Pelléas) und Natalia Atamanchuk (Mélisande) in Osnabrück
© Theater/Uwe Lewandowski

OSNABRÜCK |

Debussy: Pelléas et Mélisande

Im Dunkel der Seelen

Auch mehr als hundert Jahre nach ihrer Entstehung gehört Claude Debussys einzige Oper noch immer zu den großen Herausforderungen des Musiktheaters. Wie in Wagners «Tristan» (der in Maeterlincks Drama – Debussys Textvorlage – ständig als Bezugspunkt im Hintergrund spukt) ist auch in dieser Dreiecksgeschichte aus Liebe, Eifersucht und Tod alle Handlung nach innen verlagert. Das Dunkel, das uns zu Beginn, in der Begegnung Golauds mit der rätselhaften Kindfrau Mélisande, empfängt, lichtet sich auch am Ende, nach dem Mord des eifersüchtigen Golaud an seinem Halbbruder Pelléas, nicht. «Ich weiß nicht, was ich sage ... Ich weiß nicht, was ich weiß ... Ich sage nicht mehr das, was ich will ...», singt die sterbende Mélisande.

Aber nicht nur die Worte versagen sich den Figuren. Auch die Musik Debussys, die über weite Strecken im Chiaroscuro verbleibt und sich kaum einmal über ein Forte erhebt, grenzt ans Schweigen und an die Stille. Hier zählt jeder Ton – scheinbar wie zufällig einsetzend und doch bewusst in den Fluss des Ganzen eingebunden, aus dem er nicht ausbrechen darf. Es ist erstaunlich, mit welcher Genauigkeit Hermann Bäumer die schwermütig singende Melancholie von Debussys feingewirktem Klangkolorit traf, das mehr andeutet, als es ausspricht, und alles in eine verschwäbende Träuer hüllt. Bäumer lenkte die Aufmerksamkeit immer wieder auf die vielen instrumentatorischen Nuancen dieser miraculösen Partitur, ohne darum im Mindesten die Großbögig die einzelnen Szenen ver-

klammernde Kontinuität des Ganzen, gar die Einbindung der Solisten zu vernachlässigen. Erst nach der Pause schlich sich an manchen Stellen ein unnötiges Pathos ein – Ergebnis eines allzu direkten, allzu aufgedrehten Spiels, das man sich bis zum Schluss gedämpfter wünscht.

Sorgfältig waren auch die Solisten studiert. «Um Debussy singen zu können» – so Mary Garden, die Mélisande der Uraufführung – «muss jeder vergessen, dass er Sänger ist.» Insbesondere Natalia Atamanchuk als Mélisande und Marco Vassalli als Pelléas trafen aufs Genaueste die Modulationen und Stimmungsumschwünge des von Debussy geforderten Deklamationstons, der zwischen unendlichem Rezitativ und lyrischen Aufschwüngen changiert. Aber auch der in früheren Rollen meist blass wirkende Daniel Moon erfasste den anfänglich hilflos unsicher auftretenden, dann mehr und mehr von neurotischen Zwangsvorstellungen heimgesuchten Golaud mit stimmlichem Nachdruck. Enttäuschend nur Heikki Yrttiaho, der als Arkel fast stets zu laut sang und mit heftigen Intonationsproblemen zu kämpfen hatte.

Ähnlich hohe Anforderungen wie an die musikalische Interpretation setzt Debussys symbolbefrachtete Traumwelt auch an die szenische Darstellung. Der renommierte niederländische Regisseur Antoine Uitdehaag, der hier nach seinem letztjährigen Debüt mit Donizettis «Don Pasquale» zum zweiten Mal in der Oper arbeitete, ließ sich von Tom Schenk eine düstere Schlossruine auf die Drehbühne setzen, deren modrig abgebröckeltes Gemäuer immer neue Szeneneinblicke in eine finstere Familiengruft freigab. Mit genauer Personenführung, die den erfahrenen Schauspielregisseur ahnen ließ, leuchtete Uitdehaag die einzelnen Figuren aus, konnte sich aber nicht so recht zwischen zeichenhaftem Symbolismus und realistischer Bebilderung entscheiden – so gleich eingangs

in der Videoverfilmung einer Autofahrt durch den nächtlichen Wald oder wenn Arkel sein Desinteresse an den Vorgängen im Schloss durch demonstrative Zeitungslektüre zeigt.

Die stärksten Momente hatte das Spiel immer dann, wenn es, im Einklang mit der Musik, ganz dem traumatischen Seelenleben der wie unter einem unsichtbaren Zwang stehenden Figuren vertraute. So sind Mélisande und Pelléas, auf dem Rücken liegend, bei der berühmten Haarszene durch große räumliche Distanz voneinander getrennt – eine imaginäre poetische Vision, die nur im Kopf der beiden (und in der Musik) stattfindet. Andere Details – wenn etwa der lüsterne Greis Arkel Mélisande küsst oder Golaud in eifersüchtiger Hysterie gegen Mélisande wütet und sich dazu auch des kleinen Yniold (exzellent Anja Meyer) bedient – schließen auf sprechende Weise die Psyche der Beteiligten auf und zeigen, wie in Debussys musikalischer Welt Traum und Aggression, Poesie und Hysterie, Angst und Neurose auf kleinstem Raum aneinanderstoßen. Heftiger, aber kurzer Beifall des beeindruckten Premierenpublikums für die musikalisch wie szenisch außerordentliche Leistung des Osnabrücker Theaters!
Uwe Schweikert

Debussy: Pelléas et Mélisande.

Premiere am 12. Juni 2010. Musikalische Leitung: Hermann Bäumer, Inszenierung: Antoine Uitdehaag, Bühne: Tom Schenk, Kostüme: Erika Landertinger. Solisten: Heikki Yrttiaho (Arkel), Elisabeth Hornung (Geneviève), Marco Vassalli (Pelléas), Daniel Moon (Golaud), Natalia Atamanchuk (Mélisande), Anja Meyer (Yniold), Genadijus Bergorulko (Arzt).